

*Neue Freie Presse.* Herausgegeben von Michael Etienne. Morgenblatt.

Nr. 5182. Wien, Donnerstag, den 30. Januar 1879.

## Eduard Hanslick, „Beethoven's Leben.“ Von Alexander Thayer.

### 1 „Beethoven's Leben.“

Ed. H. Von *Thayer's* Beethoven-Biographie ist soeben (bei Weber in Berlin, 1879) der dritte Band erschienen. „Der mit Spannung erwartete“ wäre hier keineswegs ein bloßes höfliches Epitheton. Die beiden ersten Bände haben viel Neues und Wichtiges ans Licht gebracht; damit wäre aber die Bedeutung des Buches sehr gering und oberflächlich taxirt. Thayer — und hierin liegt der Schwerpunkt — ist durch die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit seiner Forschung, durch die Unerbittlichkeit seiner historischen Kritik zur ersten Autorität in seinem Special-Gegenstande geworden, so daß man irgend ein von früheren Biographen berichtetes Beethoven-Factum fortan nur unter der Controle von Thayer mit Beruhigung für wahr halten kann. Dies gilt insbesondere von den durch mitgetheilten Thatsachen *Schindler* und Urtheilen, die seither fast von allen Beethoven-Schriftstellern ohne weitere Prüfung als glaubwürdig hingenommen und weiterverbreitet worden sind. Der neue, dritte Band (der sieben Jahre nach dem zweiten, dreizehn Jahre nach dem ersten erschienen ist) behandelt die Jahre 1807 bis einschließlich 1816, vielleicht das wichtigste Decennium und vom Verfasser nicht mit Unrecht „Beethoven auf der Höhe seines Schaffens“ überschrieben. Es steckt eine große, mühevolle Arbeit in diesem Bande. Auch für den Leser bleibt sie nicht ohne Anstrengung; Niemand wird behaupten, Thayer's Buch lese sich wie ein Roman. Dafür fehlt ihm aber auch gottlob Alles, was im schlimmen Sinne an Roman-Lecture mahnt und was gerade in Künstler-Biographien so gern wuchert. Ich bekenne, daß in *Marx's* Beethoven-Biographie schon die novellistischen Capitel-Überschriften, wie: „Heldenweise“, „Das Verhängniß“, „Die Zukunft vor dem Richterstuhl der Vergangenheit“, „Mit frischen Segeln“, „Hohe Fluth“ etc., mich verstimmt und mißtrauisch machen. Und was ist noch für ein classischer *Marx'scher* Historiker gegen und andere Virtuosen auf der *Nohl'schen* Phrasen-Mundharmonika!

Vom Standpunkt künstlerischer Darstellung läßt Thayer's Buch freilich viel zu wünschen übrig; an die biographische Kunst eines Otto Jahn oder gar eines David Strauß darf man nicht denken. Thayer gleicht mehr einem bedächtigen Richter, der unter scrupulöser Abwägung auch des geringfügigsten Für und Wider die Revision eines Processes vornimmt. Kann er nach so langem Zeitverlaufe auch nicht mehr von jedem Factum nachweisen, wie es stattgefunden, so vermag er doch in den wichtigsten Fällen überzeugend darzu thun, daß es so und so *nicht* war, nicht sein konnte. Dies hat Thayer unter Anderem in einem Capitel geleistet, für welches das große Publicum sich vielleicht am lebhaftesten interessiert; Beethoven's Liebesverhältniß zur Gräfin Julie Guicciardi. Ich will die betreffenden Resultate von Thayer's Forschung hier so knapp als möglich wiedergeben. Die meisten Beethoven-Biographen haben,

in blindem Vertrauen auf die Neigung *Schindler* Beethoven's zu der Gräfin Guicciardi (später verheirateten Gräfin Gallenberg) zu einer vollständigen Tragödie aufgebauscht. Als wichtigstes Beweisstück dafür galt bis heute ein mit Bleistift geschriebener Brief Beethoven's, der nach dessen Tode in seinem Schreibtisch gefunden wurde. Dieser Brief (mit zwei Post scripten) gibt weder den Ort, noch das Datum, noch endlich die Person an, an die er gerichtet war; auch hatte Beethoven nie zu Jemandem darüber gesprochen. Es lag keine begründete Vermuthung vor, wem dieser Brief voll überschwenglicher Leidenschaft gegolten habe. Dennoch hat man auf die bloße Angabe Schindler's hin, der sich die Sache so combinirt hatte, über dreißig Jahre lang darauf geschworen, der berühmte Liebesbrief Beethoven's sei an die Gräfin Julie Guicciardi gerichtet.

hat zuerst mit schlagenden Gründen nachge *Thayer* wiesen, daß dieser Brief gar nicht an Gräfin Julie gerichtet sein *konnte*! Beethoven's Brief ist, wie jetzt unwiderleglich feststeht, im Sommer 1806 geschrieben; damals war Julie Guicciardi längst „Gräfin Gallenberg“ und lebte mit ihrem Gatten in Neapel. Diesen negativen Beweis hatte Thayer schon im zweiten Bande seines Werkes geliefert. Aber wenn nicht an Julie Guicciardi — an wen ist dann wirklich jener Liebesbrief gerichtet? Diese positive Seite der Untersuchung bot dem Verfasser viel größere, ja fast unüberwindliche Schwierigkeiten, umsomehr, als die Empfängerin dieses Briefes mit dem Gegenstande des im Jahre 1810 gescheiterten *Heiratsprojects* Beethoven's identisch sein mußte. Mit Gewißheit vermag Thayer den Namen der Dame nicht anzugeben, das Geheimniß ist zu gut bewahrt worden. „Das allein ist gewiß,“ sagt er, „daß 1. von allen Freundinnen und Bekannten Beethoven's, deren Namen uns berichtet sind, nur eine einzige die „unsterbliche Geliebte“ des Briefes und nur eine einzige die bei dem Heiratsproject Theilgenosse gewesen sein kann; 2. daß alle zufälligen Anzeichen auf sie und auf sie allein hin weisen; 3. daß (nach einer Mittheilung Robert Volkmann's) eine locale Ueberlieferung in Pest sie direct als die einstige Geliebte und erhoffte Braut Beethoven's bezeichnete. Diese Dame war die Gräfin *Therese v. Brunswick*. Die Ausbeute an *positiven* Gründen, welche Thayer in Briefen Beethoven's und seiner Freunde dafür findet, ist weder reichlich, noch, wie mir scheint, von überzeugendem Gewichte. Thayer will auch ausdrücklich nicht mehr behauptet haben, als „die größte *Wahrscheinlichkeit*, daß es die Gräfin v. Brunswick war“. Eine Tochter dieser in hohem Alter verstorbenen edlen Dame lebt noch in Wien. Ohne Zweifel wird Thayer sie besucht, aber keinerlei Aufschlüsse von ihr erhalten haben — sonst hätte er es wohl erwähnt. Und so dürfte denn das Geheimniß, das über jenem Briefe und über Beethoven's unglücklicher Brautwerbung ruht, kaum jemals gelüftet werden.

Diese von romantischen Biographen mit Vorliebe ausgebeutete Herzensgeschichte ist nicht die einzige Partie in Beethoven's Leben, welche Thayer uns in ganz neuem Lichte zeigt. Sehr beachtenswerth sind seine Forschungen über und ihr Verhältniß zu diesem. *Beethoven's Brüder* Thayer hat bereits früher in einer Broschüre (die wir seinerzeit in der „Neuen Freien Presse“ anzeigten) das Verhältniß Beethoven's zu seinem Bruder Johann, dem Linzer Apotheker und späteren Gutsbesitzer in Gneixendorf, kurz und zusammenhängend geschildert. In dem neuen, dritten Bande findet sich dies Capitel noch gründlicher, aber nur bis zum Jahre 1815 behandelt; das Wichtigste darüber kann erst der nächste Band bringen. Aber jetzt schon dürfte jeder Leser aus Thayer's Buch die volle Ueberzeugung schöpfen, daß dieser Bruder Johann von dem Biographen und allen ihm nachbetenden Schriftstellern sehr *Schindler* ungerecht und gehässig beurtheilt worden ist. Beweist doch Alles, was Thayer erzählt, daß nicht Johann eigenmächtig sich in Beethoven's Verhältnisse eingemischt habe, sondern umgekehrt. Auch die Ehrenrettung Johann Mälzel's, des von Beethoven und Schindler so übel behandelten genialen Mechanikers, ist dem ruhig prüfenden Blicke Thayer's vollständig gelungen.

Was wir an diesem dritten Bande wieder hochschätzen, ist nicht blos die Gründlichkeit der Forschung, sondern ebenso sehr die Unbefangenheit des Urtheils, welche Thayer bei aller Verehrung für Beethoven sich bewahrt. Er ist weit entfernt, ohneweiters Jeden für einen schlechten Menschen zu halten, von dem Beethoven in einem Augenblicke der Uebereilung und des Mißmuthes Uebles schreibt. Beethoven war im Zorne der größten Ungerechtigkeiten fähig; wollte man (wie seine Biographen so gerne thun) jedes von ihm geschriebene feindselige Wort für begründet annehmen, so wäre Beethoven zeitlebens von lauter nichtswürdigen Menschen umgeben gewesen. Wie vorsichtig der Biograph hier sein muß und sein soll, das lehrt Thayer durch sein eigenes Beispiel in Bezug auf Beethoven's Aeufferungen über den Fürsten Lobkowitz. Dieser großmüthige Kunstfreund hatte bekanntlich im Verein mit dem Erzherzog Rudolph und dem Fürsten Kinsky im Jahre 1809 Beethoven eine lebenslängliche Rente von jährlichen *viertausend* Gulden ausgesetzt, welche allerdings ohne die Schuld dieser drei Herren durch das unglückliche Finanzpatent vom Jahre 1811 auf 1612 Gulden — nicht, wie Schindler sagt, auf 800 Gulden — reducirt wurde. Thayer weist nach, wie vollständig ungerechtfertigt die Schmähungen sind, welche sich in Beethoven's Briefen über Lob' Charakter finden. In dieses unerfreuliche Capitel, kowitz das durch seine complicirten Rechnungen und heute unverstänlich gewordenen Abhandlungen über „Bancozettel“ und „Einlösungsscheine“ auch ermüdend wird, bringt Thayer alles wünschenswerthe Licht. Eine Anzahl Geschäftsbriefe Beethoven's an den Prager Advocaten Dr. sind *Kanka* hier im „Anhang“ publicirt, wohin wir gern noch viele andere Briefe verweisen möchten, welche den Text unnöthig belasten und den Zusammenhang der Erzählung zerreißen.

Nicht nur in seiner Correspondenz über diese Schenkungs-Urkunde, sondern leider auch in Briefen nach England hat Beethoven seine Vermögensverhältnisse stets ungünstiger dargestellt, als sie thatsächlich waren. Thayer beleuchtet „den auffälligen Widerspruch zwischen Beethoven's Berufungen auf seine Armuth und den That-sachen, welche aus amtlichen und sonstigen authentischen Quellen bekannt sind“. Als F. Ries im Jahre 1838 die betreffenden Briefe Beethoven's veröffentlichte, entstand beim Publicum die vollständig falsche Vorstellung, Beethoven wäre damals (1815) in sehr be drängten Umständen gewesen und die Witwe seines Bruders Karl sei mit ihrem Kinde in drückendster Armuth zurück gelassen worden. Die Wahrheit rücksichtlich des Letzteren ist die, daß der Witwe Karl's ein jährliches Einkommen von tausend fünfhundert Gulden verblieben war. Wir müssen für Thayer alle derartigen mühevollen Nachforschungen und Berichtigungen besonders dankbar sein, weil sie endlich die von sentimental und oberflächlichen Schriftstellern ausgeheckte Fabel entkräften, Beethoven habe darben müssen. Ebenso erfreulich sind die von Thayer angeführten That-sachen (denn „nur That-sachen“ ist die Devise seines Buches) bezüglich der Verbreitung und Beliebtheit von Beethoven's Compositionen in Wien zu seinen Lebzeiten. „Die oft wiederholte Behauptung,“ sagt Thayer, „es habe in Wien an Geschmack und Verständniß für Beethoven's Werke gefehlt, ist ein Irrthum. Im Gegentheil — seine Orchester-Compositionen, so wenige auch damals (1808) erst veröffentlicht waren, befanden sich regelmäßig und ebenso oft auf dem Programm, wie die Mozart'schen oder selbst die Haydn'schen: keine anderen waren in gleicher Weise im Stande, das Haus zu füllen.“ „Beethoven's Popularität,“ heißt es weiter, „war es, welche den großen Concerten für die öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten den Erfolg sichern mußte.“ Was ich diesfalls zur Ehrenrettung Wiens schon in meiner „Geschichte des Wiener“ vorgebracht, findet in Concertwesens Thayer's Buch kräftige Unterstützung. Ich habe dort zahlreiche Auszüge aus Wiener Kritiken gebracht, welche — entgegen der allgemeinen Annahme — beweisen, wie würdig, ja wie warm und begeistert schon zu Beethoven's Lebzeiten in Wien über ihn geschrieben wurde. Davon sollten Musik-Schriftsteller und Feuilletonisten endlich Notiz nehmen, anstatt immer wieder die alberne Correspondenz über die „Leonoren“-Ouvertüre aus dem

„Frei“ von müthigen 1806 als Beweis für die Bornirtheit der damaligen Kritik überhaupt zu citiren.

Manches interessante und neue Detail erfahren wir über Beethoven's Aufenthalt in Teplitz und Karlsbad in den Jahren 1811 und 1812; insbesondere auch über Beethoven's Verhältniß zu *Amalia*. Es ist dasselbe schöne *Sebald* und geistreiche Mädchen, für welches auch Karl Maria eine warme und tiefe Neigung gefaßt hatte. Sie *Weber* war 1811 mit Tiedge's Freundin, der Gräfin *Elise von, in der Recke* Teplitz, und Beethoven wurde „von ihren Reizen ergriffen und unwiderstehlich gefesselt“. In einem Briefe an Tiedge sendet Beethoven „der Amalia einen recht feurigen Kuß“. Im folgenden Sommer trifft er Amalia Se abermals in bald Teplitz und schreibt ihr da eine Reihe von Briefchen, aus welchen in der That ein sehr lebhaftes und zärtliches Interesse spricht. Thayer zweifelt nicht, daß diese Amalia die eigentliche Quelle der Begeisterung für die „Lie“ gewesen. Die Bekanntschaft der an die ferne Geliebte machte *Goethe's* Beethoven 1812 in; in *Teplitz* Karls ist er höchst wahrscheinlich nie mit bad Goethe zusammenge troffen, obgleich sein Gedächtniß in späteren Jahren ihn ein mal darüber täuschte. Begierig waren wir, zu erfahren, wie sich Thayer zu den bekannten Briefen Beethoven's an *Bet* stelle, ob er sie für durchaus echt halten *tina v. Arnim* werde. In dem dritten dieser Briefe erzählt Beethoven be kanntlich die Scene, wie er in Teplitz, mit Goethe spazierengehend, der ganzen kaiserlichen Familie begegnet und ohne zu grüßen „mitten durch den dicksten Haufen“ gegangen sei. Da mit vergleicht nun Thayer einen Brief Bettina's an Pückler-, worin sie dieselbe Geschichte erzählt und mit den Worten Muskau schließt: „Nachher kam Beethoven zu uns gelaufen und erzählte das Alles und freute sich ganz kindisch, daß er Goethen so geneckt habe.“ Beethoven hätte somit Bettinen an einem Tage die Scene mündlich geschildert und am folgenden in einem langen Briefe an sie ihr dieselbe Geschichte ausführlich wieder erzählt. Thayer kommt zu dem richtigen Schlusse: so lange der Beethoven'sche Brief an Bettina nicht im Original von competenten Beurtheilern *gesehen* und für echt erklärt worden ist, kann dessen Echtheit *nicht* zugegeben werden. Daß hingegen die beiden anderen von *Thayer* Bettina veröffentlichten Briefe Beethoven's für authentisch hält, ihre Echtheit nicht einmal mit Wahrscheinlichkeitsgründen anfight, hat mich einigermaßen überrascht. Denn es fehlt auch hier an Zeugnissen kompetenter Beurtheiler, welche die Originalbriefe „*gesehen* und für echt erklärt haben“. Nachdem die Echtheit dieser Briefe so oft schon bei Lebzeiten der Frau Bettina v. Arnim angezweifelt wurde, ist es wenigstens seltsam, daß diese den Einblick in die Originale weder den Zweiflern noch unparteiischen Schiedsrichtern vergönnte.

Von den in Thayer's dritten Band abgedruckten Briefen sind die meisten bekannt. Neu und sehr anziehend ist hin gegen eine auf die Entstehung der „Egmont“-Musik bezüg liche Mittheilung einer Wiener Dame. Es ist keine andere als *Toni*, später ver ehelichte *Adamberger*, *Arneth* die gefeierte Schauspielerin des Burgtheaters, welche Herrn Thayer ihre Bekanntschaft mit Beethoven schildert. Sie spielte die Rolle Klärchens, als Beethoven 1810 von der Theater-Direction den Auftrag erhielt, die Musik zu Goethe's „Egmont“ zu componiren. Die beiden Lieder, welche Klärchen zu singen hat, mußten sie natürlich in persönliche Berührung mit Beethoven bringen. Die Erzählung der berühmten Künst lerin, in welcher wir zugleich die Mutter des Historikers *Alfred v. verehren*, ist so anziehend in ihrer *Arneths*schlichten Anmuth, daß wir sie zum guten Schluß gerne hier mittheilen:

„Ich war damals,“ erzählt Frau v. Arneth, „ein kind liches, heiteres, fröhlich junges Ding, das Beethoven's Werth nicht zu schätzen wußte und dem er auch gar nicht imponirte, während ich jetzt (1867), mit sechsundsiebzig Jahren, das Glück, ihn gekannt zu haben, vollkommen fühle. Daher kam es auch, daß ich ihm ohne alle Befangenheit entgegentrat, als meine selige Tante, meine Erzieherin und Wohlthäterin, mich auf ihr Zimmer rufen ließ und ihn mir nannte. Seine Frage: „Können Sie singen?“ beantwortete ich ohne Ver legenheit mit einem unbefangenen *Nein!* Erstaunt betrach

tete mich Beethoven und sagte lachend: „Nein? — Ich soll ja die Lieder zum „Egmont“ für Sie setzen.“ Ich versetzte ganz einfach, daß ich nur vier Monate gesungen, nach einer Heiserkeit aber aufgehört, weil man fürchtete, daß bei meinem an gestrengten Studium des Recitirens mein Organ leiden könnte. Da sagte er lustig im scherzhaft angenommenen Wiener Dialekt: „Nun, das wird was Saubres werden“ — und von seiner Seite wurde es etwas Herrliches. Wir gingen an das Clavier, und meine Musikalien — alte Erbstücke von meinem Vater, die ich alle wie ein Papagei ihm nach sang und zu dieser Stunde auswendig weiß — umstörend, fand er obenauf das allbekannte Rondo mit Recitativ aus „Romeo und Julie“ von Zingarelli. „Das singen Sie,“ rief er lachend heraus, daß es ihn schüttelte, indem er sich zweifelnd zum Accompagniren setzte. Ebenso harmlos, als ich mit ihm schwatzte und lachte, sang ich meine Arie herunter. Da wurde sein Auge sehr wohlwollend, er strich mir mit der Hand über die Stirne und sagte: „Ja so, jetzt weiß ich es“ — kam nach drei Tagen wieder und sang mir die Lieder einigemal vor. Als ich sie nach wenigen Tagen inne hatte, ging er von mir mit den Worten: „So, jetzt ist's recht. So, so ist's recht, so singen Sie, lassen Sie sich nichts ein reden und machen mir nicht einen Mordent hinein.“ Er ging, ich sah ihn in meinem Zimmer nie mehr. Nur auf der Probe, als er dirigierte, nickte er mir öfters freundlich wohlwollend zu.“